

dtv

Über zwanzig Jahre haben sie sich nicht gesehen – jetzt treffen Iris Schubert und Ben Schäfer in einem Radio-streitgespräch wieder aufeinander. Streiten konnten sie schon immer gut. Ob als Playmobil spielende Kinder, als friedensbewegte Teenies oder als The Cure hörende 18-Jährige: Ständig machte der eine dem anderen etwas Wichtiges kaputt. Vor allem Herzensangelegenheiten gingen zu Bruch. Nach dem Abitur stand es 2:2. Unentschieden. Dann trennten sich ihre Wege. Nun begegnen sie sich also wieder. Iris als Vertreterin einer Bürgerinitiative, die ein Erlebnisbad mitten im Naturschutzgebiet verhindern will, Ben als Sprecher der Baufirma. Und im Ohr haben beide den Soundtrack der Eighties: *Stay on these roads, we shall meet, I know. Stay on, my love ...*

Alexandra Maxeiner, Jahrgang 1971, erlebte ihre Jugend in den 80er Jahren und weiß daher um die Schwierigkeit, mit überdimensionierten Schulterpolstern eine gute Figur zu machen. In den 90er Jahren studierte sie Theaterwissenschaft, Filmwissenschaft und Ethnologie. Heute arbeitet sie als freiberufliche Autorin in der Frankfurter Ateliergemeinschaft Labor und schreibt Drehbücher, Theaterstücke und Bücher für Kinder und Erwachsene. ›Unentschieden‹ ist ihr erster Roman.

Alexandra Maxeiner

UN-
ENTSCHIEDEN

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Originalausgabe 2014

© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk wurde vermittelt durch die
Agentur Löcher & Lawrence, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: buxdesign I München

Satz: Bernd Schumacher, Obergriesbach

Gesetzt aus der Dante MT 10/14 pt

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21485-8

Für Christine

Eins

Ich drehe ein, um meinen Wagen rückwärts in die einzige Parklücke auf dem Hörfunkparkplatz zu stellen. Allerdings ragt links neben mir ein schwarzer Volvo etwas über die weiße Markierung auf meinen Stellplatz. Deswegen beginne ich ein kompliziertes Hin- und Herdrehen, um mein Auto zentimeterweise in die Parklücke zu manövrieren.

Das erweist sich als zeitaufwendig. Gleich soll ich als Talkgast in einer Radiosendung auftreten. Ich war bereits zu spät, als ich auf dem Parkplatz eintraf. Kaum zu ertragen, für einen pünktlichen Menschen wie mich. Dass ich jetzt noch weitere Minuten beim Einparken verliere, lässt in mir zum wiederholten Mal das Gefühl aufkommen, dass heute nicht mein Tag ist. Als ich den Volvo schließlich ramme, bestätigt sich dieser Eindruck.

In diesem Moment fährt ein Audi aus einer etwas entfernten Parklücke heraus. Diese Gelegenheit nutze ich umgehend und stelle mein Auto schließlich ohne weitere Zwischenfälle dort ab. Ich steige aus und laufe zu dem Volvo. Der Kratzer ist lang und tief.

Der Gedanke von Ursache und Wirkung kommt in mir auf. Jede Handlung hat ihre Konsequenzen. Eigentlich ist dieser Kratzer nicht nur die Konsequenz daraus, dass ich schlecht eingeparkt habe, sondern auch, dass ich heute Morgen ans Telefon gegangen bin. Dabei stand ich schon in der Wohnungstür. Ich hätte es einfach klingeln lassen, Lara in den Kindergarten bringen und dann weiter ins Büro fahren sollen. Es wäre ein ganz normaler Tag gewesen, ohne besondere Aufregung und ohne Kratzer.

Aber ich bin ans Telefon gegangen.

Ich wollte gerade die Wohnungstür abschließen, als es läutete. Lara tanzte bereits vergnügt das Treppenhaus hinunter. So gut gelaunt beginnen nur Dreijährige einen Montagmorgen. Mein Handy hatte ich freitags im Büro liegen gelassen. Wäre ich in diesem Moment aus der Wohnung gegangen, hätte mich Sabine von der Bürgerinitiative für die nächste Stunde nicht erreichen können. Dann wäre ich kein Talkgast dieser Radiosendung geworden und der Volvo wäre ohne Kratzer.

Wenn man es genau nimmt, ist die Schramme auch die Konsequenz aus einer ganz anderen Handlung, die bereits ein Jahr zurückliegt. Wäre ich seinerzeit einfach am Stand der Bürgerinitiative vorbeigegangen, als ich mit Lara aus dem Supermarkt kam, stünde ich jetzt auch nicht auf diesem Parkplatz. Lara war damals zwei Jahre alt und wollte sich unbedingt die Plakate mit den Fröschen ansehen. Meine Tochter interessierte sich für alle Tiere, allerdings bestand sie darauf, dass es sich bei diesen nicht um Frösche handelte.

»Fisch!«, rief Lara begeistert und deutete auf das Bild eines Laubfrosches.

»Nein, das Tier kennst du doch. Das ist ein Frosch«, erklärte ich Lara mit vielleicht etwas lauter, aber betont freundlicher Stimme, weil ich nicht den Eindruck erwecken wollte, ich würde meinem Kind die korrekten Tiergattungen vorenthalten. Dabei lächelte ich der damals unbekanntenen Sabine hinter dem Stand zu und ehe ich mich versah, setzte ich meine Unterschrift auf ihre Liste. Eine Liste, die gegen den Bau eines Erlebnisbades protestierte, das die Ferdinand-Mayer-AG auf eine herrliche Wiese bauen wollte. Biotop und Heimat unzähliger Grasfrösche, deren Haut auf den Bildern feucht schimmerte. Lara legte sich nun in der Gattungsbestimmung genauer fest.

»Froschfisch«, strahlte sie selig.

»Und diese schönen Froschfische sollen sterben«, erklärte Sabine Lara die Lage. »Aber wenn wir genug Stimmen dagegen sammeln, können wir das verhindern.«

Das sagte sie so, als gäbe sie einen fürsorglichen Rat gegen Erkältung. Schlicht und seriös. So sah Sabine auch aus. Sie entsprach nicht meinen Vorstellungen von Frauen, die sich in Bürgerinitiativen engagierten: Kein selbst emaillierter Schmuck, kein ökologischer Batik-Chic und keine Gutmenschenaura. In ihrem hellbraunen Lambswoolpulli, zu dem sie eine Perlenkette trug, hätte sie mir ebenso an meinem Bankschalter begegnen und zu einer soliden Festverzinsung raten können. Vermutlich machte genau das sie so überzeugend.

Jedenfalls rührte ihre Aussage an meinem längst ver-

schütteten Umweltbewusstsein. Ein Umweltbewusstsein, das nichts mit den Begriffen Klimakatastrophe, Energiesparlampen und Polschmelze zu tun hatte. Es rief etwas in mir wach, das ich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren das letzte Mal gespürt hatte: Dass man die Welt mit einer Unterschriftenliste, geblütem Umweltschutzpapier und einer Demonstration, bei der jemand seine Bongos mitbringt, verändern konnte.

Seit damals hatte ich nichts mehr für die Welt getan. Ich war in meinem Alltag gefangen und befand die globalen Probleme für zu global, als dass ich irgendetwas bewirken könnte. Ab und zu packte mich das schlechte Gewissen und ich erwog, Greenpeace zu unterstützen. Oder Amnesty International. Oder Unicef. Aber ich konnte mich nicht entscheiden. Deswegen machte ich gar nichts und tauchte wieder ab in mein Leben, das mir genügend Ablenkung von den Misständen der Welt bot. Bis mich die nächste Welle des Schuldbewusstseins erfasste. Wie nun am Stand dieser Bürgerinitiative. Plötzlich war direkt in meiner Nachbarschaft ein Naturgebiet bedroht.

»Wir freuen uns übrigens über jeden Helfer, der bei uns mitmacht«, lächelte Sabine.

Lara schaute mich mit traurigen Augen an.

»Froschfisch nicht sterben!«

Was hatte ich für eine Wahl? Traurige Kinderaugen und eine nostalgische Brise brachten mich dazu, dass ich Sabine an den Haken ging. Es war so einfach, so nahe liegend, so greifbar. Diese Wiese sollte gerettet werden.

Von da an engagierte ich mich für Amphibien. Dass ich

mich vor Fröschen ekle, habe ich meinen Mitstreitern bis heute nicht erzählt.

Ich bin Mutter, berufstätig und zu 70% der Zeit alleinerziehend. Das heißt, ich versuche chronisch übermüdet einen durchorganisierten Alltag zu bewältigen, in dem nichts schiefgehen darf. Dass ich die seltenen Momente meiner Freizeit einer Bürgerinitiative widme, finde ich ausgesprochen selbstlos. Manchmal wünsche ich mir, dass meine Mitstreiter diesen Aufwand mehr honorieren.

Großes Lob erhalte ich von den Mitgliedern der Initiative dagegen immer, wenn ich in der Uni Handzettel kostenfrei kopiere.

Für Sabine, die als Krankengymnastin arbeitet, bleibt meine Tätigkeit als Dozentin suspekt. Allein die Länge der Semesterferien findet sie fragwürdig. Es nutzt nichts, wenn ich ihr erkläre, dass ich in dieser vorlesungsfreien Zeit unzählige Hausarbeiten korrigieren und Seminare vorbereiten muss. Das Wort Ferien ist für Sabine der sichere Beweis, dass ich so gut wie nicht arbeite. Deswegen ruft sie mich auch immer gerne an, wenn es etwas für die Initiative zu tun gibt.

So wie heute Morgen. Als ich bedauerlicherweise doch noch zurück in die Wohnung und ans Telefon ging.

»Es ist eine Katastrophe«, begann Sabine das Gespräch.

»Was gibt's?«, fragte ich unaufmerksam nach, denn mit einem Ohr lauschte ich ins Treppenhaus auf Laras Gesang.

»Ute ist krank!«

»Ute ist was?«

Das war tatsächlich eine Katastrophe. Denn heute war der große Tag unserer Initiative. Ein lokaler Rundfunksender, der mit seiner Sendung »Das städtische Streitgespräch« gerne Skandale produziert, hatte sich für heute »Das Erlebnisbad – ein Froschfriedhof?« zum Thema gemacht. Seit Wochen bereitete sich Ute, unsere Frau für Öffentlichkeitsarbeit, auf die Sendung vor, in der sie auf Ferdinand Mayer persönlich treffen sollte. Von so viel öffentlicher Wahrnehmung versprochen wir uns einiges. Vor allem mehr Unterschriften.

Und nun war Ute krank.

»Wie krank?«, fragte ich.

»Sie hat die Windpocken.«

»Aber das ist doch eine Kinderkrankheit«, versuchte ich zu argumentieren.

»Eben. Sie hat sich bei ihrer Tochter angesteckt und liegt mit Fieber im Bett. Deswegen musst du jetzt einspringen.« Sabine kam gerne zum Punkt.

»Das ist völlig unmöglich! Ich bin überhaupt nicht vorbereitet.«

»Quatsch, du weißt noch am besten Bescheid. Du hast doch die ganzen Unterlagen von Ute.«

»Ich habe sie kopiert. Das bedeutet noch lange nicht, dass ich sie gelesen habe.«

»Aber du hast sie!« Für Sabine war das ein schlagendes Argument. »Und außerdem hast du Ferien.«

»Habe ich nicht. Ich muss mein Proseminar vorbereiten. Mach du es!«

»Ich kann nicht. Ich muss meine Schwiegermutter jetzt ins Krankenhaus fahren. Wegen Verdacht auf Thrombose.«

Krankheiten waren heute offenbar der zuverlässigste Weg, um die Radiosendung zu umgehen. Ich ärgerte mich, dass ich nicht sofort eine schwere Lungenentzündung bei Lara vorgetäuscht hatte. Gerade als ich es noch erwog, kam das schwer kranke Kind vergnügt singend wieder zur Wohnungstür herein.

»Mama, du musst aufhören. Wir sind zu spät.«

»Mach ich«, sagte ich zu Lara.

»Super«, freute sich Sabine.

Es war verloren. Ich hatte keine Chance.

»Mensch Iris, so eine Gelegenheit kriegen wir nie wieder! Eine Diskussion mit dem alten Mayer persönlich. Du sagst einfach nur das Übliche: Zerstörung des Ökosystems, Dezimierung des Froschbestands. Und bring die Gutachten von den Biologen ins Spiel. Danach werden wir so viele Unterschriften zusammenbekommen. Das wird für die noch richtig schwierig. Du wirst sehen!«

Jetzt sehe ich vor allem den Kratzer auf dem schwarzen Volvo. Beides wirkt teuer. Ich klemme meine Visitenkarte mit einer kurzen Notiz unter den Scheibenwischer seiner Windschutzscheibe. Dann hole ich meine Unterlagen aus dem Auto. Die wichtigsten Papiere habe ich vorher schnell zusammengeheftet, den Rest lasse ich auf dem Beifahrersitz liegen und nehme nur den Ordner für die Sendung mit.

Innerhalb der letzten Stunde habe ich Lara in den Kindergarten gebracht, die Unterlagen und mein Handy aus dem Büro geholt und in einem Stehcafé versucht, mir alle wichtigen Fakten einzuprägen. Außerdem habe ich Michel, Laras Vater Bescheid gesagt, dass er in den nächsten Stunden Ansprechpartner für den Kindergarten sei, falls irgendetwas mit Lara passieren sollte. Genauer gesagt, habe ich es Verena, Michels Assistentin mitgeteilt, denn Michel war wie immer in irgendeinem Meeting. Deswegen kläre ich Kinderbetreuungsfragen fast immer mit Verena. Dabei habe ich oft das Gefühl, dass meine Tochter für sie neben den Spesenabrechnungen ihres Chefs und dem nächsten, anspruchsvollen Kunden ein weiteres Projekt ist, das sie mit dem ehrgeizigen Charme eines Pitbulls zu bewältigen versucht. Am meisten fasziniert mich, dass sie in ihrer professionellen Freundlichkeit jeden Satz mit »Kein Problem« beginnt, um dann irgendwelche Anglizismen hinterherzuschieben. »Kein Problem, dass schedule ich rein«, war heute ihre Antwort auf meine Bitte, im Notfall für den Kindergarten zur Verfügung zu stehen.

Auch ich habe einiges innerhalb kürzester Zeit »gescheduled« und trotzdem bin ich zu spät.

Vor genau sieben Minuten begann das Vorgespräch mit dem Redakteur und seinen Talkgästen. Ich bin ein Talkgast. Es ist absurd. Ausgerechnet ich soll über die Existenzberechtigung von Fröschen debattieren, nur weil ich vor einem Jahr in einer schwachen Minute meinem schlechten Gewissen nachgegeben habe. Dafür werde ich

mich jetzt lächerlich machen. Der Gedanke von Ursache und Wirkung drängt sich wieder in meinen Kopf.

Auf dem Weg in das Rundfunkgebäude klingelt mein Handy.

»Hör zu, es gibt schlechte Nachrichten«, meldet sich Sabine ohne Umschweife.

»War dein Anruf heute Morgen etwa eine gute Nachricht?«, frage ich perplex.

»Gerald hat mich eben angerufen. Er hat erfahren, dass Mayer nicht in die Sendung kommt.« Sabine brüllt in ihr Handy, weil sie im Wind steht.

»Super. Fällt die Sendung jetzt aus?«, brülle ich zurück.

»Mayer hat so einen neuen PR-Menschen engagiert. Muss ein knallharter Brocken sein, der auf Härtefälle spezialisiert ist.«

»Kannst du mal zum Punkt kommen?«

»Na ja, dieser Typ wird in die Sendung kommen. Nur dass du darauf vorbereitet bist. Also bloß nicht einschüchtern lassen.«

»Spinnst du?«, schreie ich hysterisch.

»Natürlich kriegst du das hin«, sagt Sabine, die in diesem Gespräch nicht ein Wort von mir verstanden hat. Mit einem »Nur Mut!« legt sie auf.

Es geht nicht um Mut, sondern um meinen Untergang.

Ich sehe die Folgen vor mir: Meine Studenten werden sich erst wundern, warum eine Germanistikdozentin spezialisiert auf Lyrik des 19. Jahrhunderts sich im Radio dilettantisch für lokale Ökosysteme engagiert und mir

nach diesem Fiasko jede Glaubwürdigkeit in der Lehre absprechen; meine Seminare bleiben unbesucht; ich verliere meinen Job; meine Familie wird gemieden; meine Tochter im Kindergarten gehänselt und Laras Vater wird mich für den Rest meines Lebens damit aufziehen.

Vielleicht überschätze ich in diesem Moment den Einfluss des Lokalsenders. Aber mit diesen Gefühlen betrete ich zwölf Minuten zu spät die Redaktionsräume – und mit der Gewissheit, dass das wirklich nicht mein Tag ist.

»Frau Schubert. Schön, dass Sie kommen konnten.« Der Redakteur schüttelt mir mit einem aufgesetzten Lächeln die Hand. »Ralf Merk, ich moderiere die Sendung, in der Sie und Herr Schäfer nachher debattieren. Möchten Sie einen Kaffee?«

Ich nicke und setze mich auf den Stuhl, den er mir anbietet, während er an einer Kaffeemaschine herumhandelt.

»So was hatten wir auch noch nicht! Dass gleich beide vorgesehenen Gäste kurzfristig absagen.« Ralf Merk lächelt ein bisschen gezwungen, als er mir den Kaffee reicht.

»Weiß Herr Schäfer nicht, dass es noch ein Vorgespräch gibt?«, frage ich, um von meiner eigenen Unpünktlichkeit abzulenken.

»Oh doch, Herr Schäfer ist schon seit einer Viertelstunde hier. Er ist nur mal kurz zur Toilette gegangen. Eigentlich müsste er jeden Augenblick ... Ach, da ist er ja schon.«

Dabei dreht sich Ralf Merk zu einem braunhaarigen

Mann in einem gut sitzenden grauen Anzug um, der das Redaktionsbüro betritt. Unsere Blicke begegnen sich. Fassungslos schauen wir einander an.

»Darf ich vorstellen? Frau Schubert von der Bürgerinitiative *S.O.S Heidenruh* und Herr Schäfer, Pressesprecher der Ferdinand-Mayer-AG.«

»Hallo, Issy«, sagt Ben, der seine Fassung langsam wiedergewinnt.

»Hi, Bennie«, sage ich tonlos.

»Ach, Sie kennen sich?« Jetzt ist auch Ralf Merk irritiert.

»Äh ja ... nein ... ja«, sage ich, um dann nichts mehr zu sagen.

Unser Schweigen wird von einem Kollegen Ralf Merks unterbrochen, der in das Büro rennt. »Ralf, kannst du mal schnell zu Susanne kommen?«

Herr Merk entschuldigt sich und lässt uns allein. Ich drehe meine Kaffeetasse in den Händen. Ben nestelt an seinem Hemdkragen herum.

»Also Frösche!«, sagt er schließlich.

Ich weiß nicht, ob er es als Frage gemeint hat oder als Feststellung. Ich würde ihm gerne erklären, dass diese Frösche nichts mit mir zu tun haben. Aber dafür fehlen mir die Worte.

»Also PR!«, sage ich deshalb.

»Wann haben wir uns das letzte Mal gesehen?«, fragt Ben.

»Ich weiß nicht. Vor fünfundzwanzig Jahren vielleicht?«

»Es war auf jeden Fall auf Jürgens Party!«

»Stimmt«, sage ich und es ist mir unangenehm, daran erinnert zu werden, »Jürgens Party.«

Stay On These Roads. Sofort muss ich an den a-ha-Titel denken, der auf dieser Party pausenlos lief.

Ben kratzt sich am Kopf.

Für einen Moment wissen wir beide nicht weiter.

»Also du bist es, mit dem ich mich gleich im Radio streiten werde.« Ich hole uns zurück in die Gegenwart.

»Wäre ja nicht das erste Mal.«

»Im Radio schon.«

Er setzt sich auf den Stuhl neben mich, mustert mich und den Ordner mit Unterlagen auf meinem Schoß

»Schön, dich zu sehen!« An seinem Lächeln hat sich seit über dreißig Jahren nichts geändert.

»Ja«, lächele ich zurück. Obwohl es absurd ist, dass ich mich mit Ben Schäfer in einer Radiosendung über Frösche streiten soll, freue ich mich wirklich, ihn zu sehen.

Das war nicht immer der Fall.

Drachen

Meine erste Begegnung mit Ben habe ich meiner Mutter zu verdanken. Das war 1978. Ich war acht Jahre alt und in meiner Freizeit an den Terminkalender meiner Mutter gebunden. Wenn sie zum Kaffeetrinken bei ihren Bekannten eingeladen war und mich nicht bei Freunden unterbringen konnte, musste ich mit. Das konnte oft zur Qual werden.

Gab es dort keine Kinder, langweilte ich mich zu Tode. Traf man dort Kinder an, war man als Besucher im Nachteil. Man durfte nur mit altem Spielzeug spielen, während das Gastgeberkind seine neuesten Schätze vorführte, die man noch nicht einmal anfassen durfte.

Wesentlich besser war der umgekehrte Fall. Meine Mutter lud zum Kaffeetrinken ein und mitgebrachte Kinder unterlagen meinem Spielzeugkommando.

So war es auch im Fall Ben. Unsere Mütter begegneten sich in dem VHS-Kurs »Spanisch für Fortgeschrittene«, fanden sich sympathisch und das war der Beginn einer Reihe von Kaffeekränzchen. Als mir meine Mutter unbekanntes Kinderbesuch ankündigte, verzog ich ein bisschen das Gesicht, aber im Grunde kam es mir sehr gelegen. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt meine Playmobilphase und spielte bereits seit Wochen das Spiel »Arme Familie – reiche Familie«.

In den siebziger Jahren war Playmobil nicht das, was es heute ist. Damals gab es nicht diese große Auswahl an Erlebniswelten, die jedes Detail der Wirklichkeit bis ins Kleinste nachbilden. Mein Bruder und ich hatten nur Ritter, Bauarbeiter und Cowboys. Es war schon eine ziemliche Herausforderung, diese drei Gruppen in ein zusammenhängendes Spiel zu bringen. Mit der Zeit stockte Playmobil sein Angebot auf und wenige Glückliche besaßen das Piratenschiff oder die Raumstation. Das war schon ein Wahnsinn an Vielfalt. Ich hatte aber gerade das Allerneueste erhalten: einen Bauernhof. Es war, als hätte ich ein neues Universum entdeckt. Vor allem war ich

froh, dass ich dank der Bauernhoffiguren weitgehend auf die blöden Ritter mit ihren silbernen Torsos verzichten konnte.

Den Bauernhof nutzte ich als Haupthaus für die reiche Familie. Mithilfe von Bauklötzen baute ich daraus eine Villa mit riesigen Zimmerfluchten. Jedes Kind der reichen Familie hatte zwei Zimmer. Jedes Familienmitglied hatte ein eigenes Badezimmer. Natürlich vergaß ich nicht die klassischen Standards wie Tennisplatz, Swimmingpool innen und außen und jede Menge Bedienstete. Ganz besonders stolz war ich auf den Salon: ein Raum, in den Besucher geführt wurden und dort warten mussten, bis der Diensthote dem entsprechenden Familienmitglied Bescheid gab, dass es Besuch hatte.

Damit meine Familie noch reicher wirken konnte, benötigte sie unbedingt eine arme Familie als Nachbarn. Dort schuf ich besonders harte Lebensbedingungen. Das Playmobil-Sheriffhaus, das mir mein Bruder vermacht hatte, diente als arme Hütte, in der die sechsköpfige Familie in einem Raum hausen musste. Auch mit der Einrichtung war ich sparsam. Eine Bettdecke aus meinem alten Puppenbett diente als Matratze für die gesamte Familie und sie hatten nur einen Stuhl. Der war allerdings kaputt.

Wenn ich endlich mit dem Aufbau fertig war, hatte das Spiel den immer gleichen Ablauf: Die Kinder der armen Familie klingelten bei der reichen Familie, wurden vom Butler durch die ganze Villa in den Salon geführt, wo sie